

*Meinem Freunde
Dr.-Ing. e.h. W. T. Schaurte
gewidmet*

Über Jagd und Wild in Kanada sind schon viele gute Bücher in Deutschland erschienen. Es ist daher nicht meine Absicht, zu versuchen, diese Literatur zu vermehren. Vor allem will ich mir kein Urteil über ein Land und seine freilebende Tierwelt erlauben, nachdem ich es einmal bereist habe. Wenn man die für uns Deutsche fast unvorstellbare Größe dieses Kontinents gesehen hat, wird es einem klar, dass zu dessen wirklichem Studium ein Menschenalter notwendig sein würde. Ich will auf den folgenden Seiten lediglich persönliche Erlebnisse zu schildern versuchen, hoffend, dass sie eine gewisse Aussicht auf allgemeines Interesse haben, weil sie als Tagebuch den Leser an den unsäglichen Schönheiten dieses weiten und teilweise noch wilden und unberührten Landes teilnehmen lassen können. Ich bin der Meinung, dass die Form des Tagebuches anschaulicher ist als eine Beschreibung. Ein Tagebuch verzeichnet alle kleinen Einzelheiten des Erlebens, und ich lade den Leser ein, unseren langen Ritt in die größtenteils noch gänzlich undurchforschten und unverdorbenen Gebiete der Quellflüsse des Prophet- und Moskwa Rivers mitzumachen und dort unser Forschen und Jagen mitzuerleben. Leider fand die Expedition einen schlechten Abschluss, als wir bei der Rückkehr aus dem menschenleeren Gebiet der Wälder, Seen und Gletscher die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erhielten und in Gefangenschaft kamen.

Mein Freund, Werner T. Schaurte, war Gast seines in Südamerika ansässigen Schwagers, der uns mit dieser Einladung die Erfüllung eines Jägertraumes bescherte, und ich wiederum war Gast von Schaurte. Ihm, meinem vortrefflichen Jagdgefährten und späteren Schicksalskameraden, drücke ich in tiefer Dankbarkeit für das unvergesslich reiche Erleben in der Wildnis die Hand.

Ich bitte den Leser bei den folgenden Zeilen nicht den scharfen Maßstab anzulegen, welcher für „Literatur“ angebracht ist. Das Tagebuch wurde von mir an den Lagerfeuern nach oft unerhörten Strapazen in meist übermüdetem Zustand geschrieben, und ich habe es so gelassen, wie es war, weil ich hoffe, dass es dadurch echter und ursprünglicher geblieben ist.

Die drei Pfeilspitzen auf dem Schutzumschlag und der Einbanddecke sind ein indianisches Schriftzeichen für Krieg. Ein stärkerer Gegner (zwei Pfeilspitzen) steht über dem schwächeren (eine Pfeilspitze)².

2 Anm. des Verlags: Im Zuge dieser Neuauflage wurde ein neues Cover angefertigt.

Das Tagebuch

Am 27. Juli 1939 trafen wir mit dem großen Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Europa“ in New York ein. Nur drei Tage hielten wir uns in dieser überdimensionalen Stadt auf. Aber ich sah alles, was man in solch kurzer Zeit sehen kann: von dichten Wolkenschleiern umhüllte Riesenbauten, die Stadt bei Tag und die Stadt bei Nacht, unerhört schöne luxuriöse Frauen, das Elend in Barackenvierteln, die Negerstadt Harlem mit ihrer wilden, tierhaften Vitalität, die technische Überlegenheit der Amerikaner, alles Dinge, über die schon genug Tinte aus besseren Federn geflossen ist. Vor allem aber lernte ich sympathische, freundliche Menschen kennen, die ebenso wenig an die Möglichkeit eines Krieges glauben wollten wie wir. Gewiss, es war leichtsinnig, 1939 die Reise zu machen. Aber man müsste ja auf jede größere Fahrt im Leben verzichten, wenn dauernd das Gespenst des Krieges vor unseren Augen stünde.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli verlassen wir New York, sind am 30. an den Niagarafällen, deren urgewaltige Naturschönheit stark durch industrielle und verkehrstechnische Anlagen herabgemindert wird, und reisen nach Toronto. Überall, wo der rote Mann seine Büffel erlegte, ist das Land in Kultur genommen und von Straßen, Städtchen und kleinen Siedlungen durchsetzt.

Von Toronto geht es weiter durch die schöne, obstreiche ostkanadische Provinz Ontario. Rechts und links der Bahn dehnt sich ununterbrochener, von Seen durchzogener Urwald aus, der meist aus Fichte, zum geringeren Teil aus Aspe, Birke, Kiefer, Lärche und Thuja besteht. Die ganze Nacht, den folgenden Tag und nochmals eine Nacht und wieder einen halben Tag durchheilt der Schnellzug ein Meer von Wald, dann machen sich die ersten Zeichen beginnender menschlicher Tätigkeit durch das Vorhandensein weiter, abgebrannter Waldgebiete bemerkbar, und wir erreichen die am Rande der Kulturprärien gelegene, trostlose Stadt Winnipeg. Nach einigem Aufenthalt geht es durch die Weizensteppen Mittelkanadas. Die Provinz Manitoba und Saskatchewan mit ihren schwarzen Böden und dem in Quadratmeilen eingeteilten Wegenetz werden durchheilt. Hier ist alles auf Geschäft und Ausbeutung des Bodens abgestellt. Ob dieser sich das auf die Dauer gefallen lassen wird, darf bezweifelt werden.

Gegen 6 Uhr morgens treffen wir in der Hauptstadt der Provinz Alberta, Edmonton, ein und steigen in dem kleinen, sauberen deutschen Hotel Springer ab. Bald lernen wir die uns von Professor Lutz Heck empfohlenen Deutschkanadier Reinhold Eben-Ebenau und Fritz Dörr kennen, die uns auf den geplanten Expeditionen begleiten sollen.

Reinhold Eben aus Slave Lake ist ein nerviger, muskulöser Ostpreuße mit scharfgeschnittenem, rassigem Kopf und ehrlichem, energischem Blick; Fritz Dörr aus Alder Flats ein hünenhafter, sonnengebräunter Bayer, dessen Augen so tiefblau sind wie die Bergseen seiner Heimat, und aus denen gleichzeitig tiefe Herzensgüte und Tatkraft spricht. Beide sind geborene Jäger und Trapper, jeder hat eine eigene Heimstätte, nicht viel Geld, aber umso mehr Freiheit und Weite und Freude am Schaffen und Jagen in unberührter Wildnis. Das ist der Schlag Menschen, mit denen ich mich sofort innerlich verbunden fühle.

Wir machen gemeinsame Einkäufe, holen uns bei der Royal Canadian Mounted Police unsere Waffenscheine und sprechen den bisherigen Game Commissioner (etwa Landesjägermeister) Clark von Alberta, der uns den Outfitter (Expeditionsausrüster) Curly Cochrane besorgt hat.

Schon am nächsten Nachmittag um 4 Uhr starten wir mit dem sogenannten „Muskeg Express“ (Sumpfschnellzug) von Edmonton nach Dawson Creek, der letzten Bahnstation auf dieser nach Nordwesten führenden Strecke. Dieser alte, ausgeleierte Zug wankt und schaukelt schlimmer als ein Schiff auf hoher See, aber er hat eine Pullman Car und Speisewagen. Durch verkohlte, teils noch brennende Wälder von Aspe, Schwarzpappel, Weißfichte und Schwarzfichte rumpeln wir 24 Stunden lang die 500 Meilen bis zum letzten Dorf Dawson Creek, wo wir am 4. August nachmittags 4 Uhr eintreffen. Der Ort liegt inmitten einer Ackerfläche, die von wildem Walde umgeben ist. Etwa 1000 Menschen wohnen hier. Es gibt einen großen Laden, in dem man alles kaufen kann, was der Farmer benötigt, und ein kleines sauberes Hotel. Erst vor 5–7 Jahren wurde der Platz, auf dem das Dorf steht, der Wildnis abgerungen. Die Menschen sind freundlich und neugierig. Ein Reporter stellt sich ein, der einige Dollars durch ein Interview an uns verdienen will. Ich gehe solchen Leuten am liebsten aus dem Wege. Da sie fast nie „vom Fach“ sind, verstehen sie das meiste, was man ihnen sagt, falsch, und wenn dann noch die übliche Sensationslust hinzukommt, erscheint in der Tagespresse ein Artikel, der an Naturverfälschung nicht mehr überboten werden kann. Aber diese Männlein

hängen sich an wie die Kletten und wenn man ihnen schließlich etwas erzählt, um sie loszuwerden, glauben sie das auch noch und das Unglück ist geschehen.

Die letzten Briefe in die ferne Heimat werden geschrieben; denn morgen früh beginnt die eigentliche Expedition.

5. AUGUST. In einem Personen- und einem Lastwagen fahren Werner, Dörr, Eben und ich mit dem ganzen Gepäck um 8 Uhr ab. In dem Dorfe Fort St. John wird Halt gemacht. Wir besorgen uns bei dem dortigen Game Warden (Kreisjägermeister) Williams unsere Jagdscheine (licenses) und begrüßen die dortige Polizei. Der deutsche katholische Pfarrer, ein netter alter Herr, begrüßt uns auf der Straße. Er freut sich riesig, endlich mal wieder deutsch sprechen zu können und redet nun auf Vorrat für vielleicht viele Jahre. Er sagt, man könne hierzulande vieles nicht begreifen, z.B. die Aktion gegen Pastor Niemöller, den früheren U-Bootführer, gegen anerkannte Leute der Wissenschaft und gegen die Religionsfreiheit. Das habe bei der ganzen hiesigen Bevölkerung einen sehr tiefen und schlechten Eindruck gemacht. Der Mann hat Recht darin, dass die Deutschen sich wieder mal sehr unbeliebt in der Welt machen. – Es findet sich noch ein Saarbrückener Deutscher ein, der hier arbeitslos ist und mit uns reisen möchte. Es ist aber kein Platz mehr in Curly's Expeditions-Outfit vorhanden, und wir müssen ihm absagen. – Einige Stunden geht die Fahrt noch in den Autos vorwärts, dann wird der Weg schlechter und schlechter, und schließlich gelangen wir an den Punkt, an welchem uns Curly mit dem alten Raupenschlepper erwartet.

Curly macht seinem Namen Ehre: ein Wust gelockter Haare schmückt den harten, wettergebräunten Kopf, aus dem zwei stahlblaue, offene Augen blitzen. Auch das ist gewiss ein grundehrlicher, verlässlicher, tapferer Mann, das sieht man auf den ersten Blick. Den Raupenschlepper bedient der alte Jim Martell, welcher die Halfway Ranch von Clark versorgt, von wo der Ritt beginnen soll. Sie liegt etwa 170 km von der letzten Bahnstation Dawson Creek entfernt. Von der Ranch aus haben wir dann noch mindestens 450 km zu reiten, um das erwählte Jagdgebiet an den Quellen des Prophet River zu erreichen, so dass ein Weg von etwa 850 km mit den unvermeidlichen Umwegen vor uns liegt. Wenn man an den Rückritt und die zum Jagen und Forschen als Mindestmaß notwendigen weiteren 400 km denkt, kommt eine Zahl von 2100 km Wildnisreise heraus und man fragt sich manchmal, wie dieses Unternehmen wohl

auslaufen wird. Aber das ist der unbeschreibliche Reiz des Abenteuers, der für jeden Mann eine faszinierende Lockung ist.

Werner und Curly verhandeln schnell und klar, dann wird alles auf den Raupenschlepper umgeladen, die Autos heimgeschickt, und los geht es bergauf, bergab über Stock und Stein. An einem besonders steilen Hügel reißt plötzlich auf einer Seite die Kette. Die erste Panne ist da! Aber das macht keinen Eindruck. Jim wird zur Ranch geschickt, eine andere Kette zu holen, und wir treten einen Fußmarsch an bis zu einem Gehöft, welches Attashie heißt und an der Einmündung des Halfway River in den Peace River liegt. Die dort wohnende Familie Tomkins empfing uns mit ruhiger, selbstverständlicher Gastlichkeit, die sehr schöne, sympathische Tochter Alice bewirtete uns auf das Beste. Nachts lagen Werner und ich in einem Holzschuppen. Dort war eine Pritsche vorhanden. Wir hatten zwar in unseren Schlafsäcken nebeneinander Platz, aber da Werner sich nachts wie ein Keiler in der Suhle zu wälzen pflegt, zog ich bald leise aus und schlief gut auf dem Fußboden. In den Karpaten hätte man es dort wegen der Flöhe nicht lange ausgehalten, aber hier gibt es diese Tierchen bei einer reinlichen kanadischen Familie nicht.

6. AUGUST. Fröhlichmorgens war Jim mit dem reparierten Raupenschlepper am Gehöft und nach mehrstündiger, jetzt gut verlaufender Fahrt langten wir an der weltfern gelegenen, von unabsehbaren Wäldern umgebenen Ranch von Clark an. In der Ferne, hinter dunklen Waldwellen, lag die feingezeichnete Kontur der Rocky Mountains, jenes längsten Gebirgszuges der Welt, der sich von Alaska bis ins südliche Südamerika erstreckt.

Wieder ging das Umpacken, eine mir sehr verhasste Tätigkeit, los; diesmal aus den Koffern in die bereitstehenden Packsatteltaschen und Packkästen. Die 31 Pferde unseres Packzuges wurden eingefangen und die Sattelpferde beschlagen. Curly übergab mir als Reitpferd einen hohen, starkknochigen Rappwallach mit Namen Prince. Dieses Pferd sah vertrauenerweckend aus. Gute, klare Beine, mächtige Röhren, tiefe Schulter und guter Rücken. Werners Pferd heißt Rose, ist ein richtiger Gewichtsträger mit eiserner Ruhe. Wir schlugen neben dem Pferde-Corral an der Ranch zum ersten Mal unsere Zelte auf und schlafen gut.

7. AUGUST. Die noch frei herumlaufenden restlichen Pferde werden eingefangen, im Corral hoch angebunden, damit die teils sehr scheuen und noch nicht eingebrochenen Pferde sich nicht das Genick brechen können, und die Packerei, die eine richtige Plackerei ist, beginnt. An den Sätteln befinden sich fast keine Schnallen, sondern nur Ringe, durch welche die Lederriemen geschlaucht werden, die mit einer Schlinge, welche durch einen Ruck zu lösen ist, befestigt werden. Man kann auf diese einfache, praktische Art die Pack- und Reitsättel viel fester und haltbarer anziehen als mit Schnallen. Jüngere, noch ganz rohe Pferde, wie Chicken, Dolly und Nancy, gebärden sich wie toll, schmeißen sich hin und leisten allen erdenklichen Widerstand. Aber Curly, Clyde und Ted werden schon mit ihnen fertig. Clyde ist der Horse Wrangler (Pferdebur-sche), Ted der zweite Guide (Jagdführer). Allen Packpferden werden Drahtmaulkörbe umgebunden, damit sie unterwegs auf dem Marsch nicht fressen können, was ein Durcheinander ergeben würde. Auch sollen sie abends sehr hungrig sein, um sie zu veranlassen, in der Nähe des Camps (Lagers) ihr Futter zu suchen und dort zu bleiben.

Das Bepacken der ungebrochenen Pferde macht große Schwierigkeiten. Stricke und Riemen reißen, die wildgewordenen Gäule rasen im Corral herum, werden mit Schwierigkeiten wieder eingefangen. Die Vorderfüße werden an den Fesseln zusammengehobbelt, auch um die Hinterbeine kommt eine Schlinge, das Pferd wird geworfen, kräftig verdroschen, dann ganz ruhig behandelt und schließlich mit Gewalt bepackt. Das alles dauert aber so lange, dass es spät wird, als wir endlich abmarschieren. Wir kommen nicht weit. Die Gewichtsverteilung auf den beiderseitigen Packtaschen und Kästen hat nicht genau gestimmt. Fünf Pferde galoppieren bald wie wild durch die Landschaft, weil die Kästen ihnen unter den Bauch gerutscht sind und nun teilweise in der Luft herumfliegen, um krachend auf dem Boden zu landen. Nun hat es keinen Zweck mehr, weiter zu marschieren, denn wir würden den vorgesehenen Lagerplatz nicht mehr erreichen. Die losen Pferde werden mit Mühe eingefangen, neu bepackt, und mit Curly an der Spitze erreichen wir bald wieder die Ranch. Alle Pferde werden abgepackt und abgesattelt. Curly flucht gotteslästerlich, aber er und wir lachen trotzdem über diese Dinge, an die wir uns anscheinend gewöhnen müssen.

Es herrscht eine fast tropische Hitze. In der Nähe des kleinen, aus Baumstämmen roh zusammengefügtten Ranch Hauses ist eine kalte, klare Quelle.

Der alte Jim Martell hat hier mit einem Wasserleitungsrohr ein Brausebad gebaut, von dessen kaltem Sprühregen wir unsere nackten Leiber mit Genuss abkühlen lassen. Dann folgt ein kleiner, gemeinsamer Pirschgang auf die Höhen oberhalb der Ranch, wo man einen überwältigend schönen Rundblick über die unabsehbaren Wälder ringsum hat. Es gibt hier Deer (Maultier- oder Langohrhirsche), einige Elche (Moose) sowie Timberwölfe (der große kanadische Waldwolf), Cojotes (Kojoten, kleinerer Wolf, Präriewolf, dem Schakal ähnlich, in der Größe eines deutschen Schäferhundes). Wir sehen aber kein Stück Wild. Ich sitze lange mit Dörr auf einem Hügel in den gutschmeckenden Saskatoon Beersträuchern, und wir erzählen uns Geschichten, er aus Kanada, ich aus der fernen Heimat. Ein ganz prächtiger Mann ist dieser Fritz Dörr. – Abends gemeinsames Essen im kleinen Blockhaus, bei dem unser netter, gutmütiger Koch, Jim Rose, sich gut einführt.

8. AUGUST. Wir haben glänzend in unserem Zelt und den Eiderdaunensäcken geschlafen. In aller Frühe geht die Packerei wieder los. Nancy und Chicken, zwei edle braune Stuten, werfen sich abermals hin, aber schließlich ist alles um 11 Uhr fertig, und nun geht es wirklich los. Mehrmals verlieren einige Pferde wieder ihre Lasten; es gibt immer Aufenthalte, bei denen wir auf den Sattelpferden dafür zu sorgen haben, dass das ganze Rudel von 31 Pferden zusammenbleibt und nicht einzelne zurück nach Hause laufen. Man lernt, Cowboy zu spielen. Voran reitet Curly als Führer auf seinem edlen alten Dinky, dann folgt die Grauschimmelstute Pearl und ihr Freund, der Wallach Babe. Die Pferde gehen in der Reihenfolge, wie sie es freilebend auf der Ranch auch taten, sie bilden unzertrennliche Clubs und sind unglücklich, wenn mal einer ihrer Freunde fehlt. Auch ein kleines Fohlen läuft hinter seiner alten Mutter Blondie her. So folgt im sogenannten Gänsemarsch (militärisch würde man sagen „Marschkolonne zu einem“) ein Pferd dem anderen, am Schluss Werner und ich. Mein Prince ist unruhig, zackelt und wiehert dauernd, weil seine befreundeten Pferde voranmarschieren. Der Trail, auf dem wir reiten, ist kein Weg in unserem Sinne, sondern nur ein schmaler, von den Pferdehufen der Indianer ausgetretener Pfad, der zu Beginn noch gut, dann aber schon mit Windwürfen und Sumpfstellen geschmückt ist. Bergauf, bergab geht es durch Aspen- und Schwarzpappelwälder dem fernen Ziele zu. Am Spätnachmittag erreichen wir ein als Indianer-Reservation abgestecktes Gebiet. Der hier ehemals her-

umstreifende, noch wilde und wenig erforschte Stamm der Biberindianer hat dieses Gebiet aber längst verlassen, nachdem er das dort stehende Wild bis auf geringe Reste vernichtet hatte. Diese Nomaden sollen sich heute viel weiter nördlich befinden, und wir sind gespannt, ob wir auf sie stoßen werden.

Unweit des Halfway Rivers, am Rande einer großen, futterreichen Savanne, schlagen wir das Lager auf. Es ist so afrikanisch heiß, dass Werner und ich uns bald nach dem Lockern der Sattelgurte in die kühlen, klaren Fluten des Flusses stürzen. Auf einer Schlammbank finde ich die ersten Wildfährten, und zwar von Schwarzbären (Baribal), Maultierhirsch (Deer) und Elch (Moose).

Der Ritt auf dem engen Westernsattel und dem fortwährend zackelnden Prince, der fast die Rippenwölbung eines Kaltblüters hat, ermüdete mich sehr, so dass ich auf das Spinnfischen verzichtete. Ich bin eben doch, nach dem vor meiner Abreise nötigen, sechswöchigen Krankenhausaufenthalte, der eine alte Kriegsdienstbeschädigung ausheilen sollte, noch nicht in der Trainingsform, die für eine solche Expedition nötig ist. Aber das wird schon noch kommen – auch mit 50 Jahren kann man noch etwas durchbeißen, das hart ist.

Jim, der Koch, wird heute von einem Pferde am Bein geschlagen. Auch Curly hat vor kurzem einen schweren Huftritt ans Knie bekommen. Er lahmt stark, kann den rechten Fuß nicht in den Bügel bringen, muss viel zu Fuß laufen und sein Pferd führen. Aber unbeweglich bleibt sein energisches Gesicht, nur manchmal flucht er und lacht dabei.

Die Luft ist voller Moskitos und schwarzer Fliegen, die zwar sehr lästig sind, aber wohl nur von einem verweichlichten Luxusmenschen als unerträglich empfunden werden können. Unsere Mannschaft entfacht große Rauchfeuer mit nassem Gras und Moos, um die Pferde zusammenzuhalten, die unter der Fliegenplage noch mehr leiden als wir. Die klugen Tiere kommen sofort an und stellen sich eng gedrängt in den dichtesten Qualm. Von Curlys Dinky sind nur mehr die Ohren und die Hufe zu sehen.

Beim Schlagen einiger Schwarzfichten (Black Spruce, *Picea mariana*), die wir als Zeltstangen benutzen, finde ich, dass es sich hier um uralte Bäume handelt. Über 200 Jahresringe kann man an einer solchen Stange ablesen. Die Vegetationsperiode dieses nördlichen Gebietes ist eben sehr kurz.



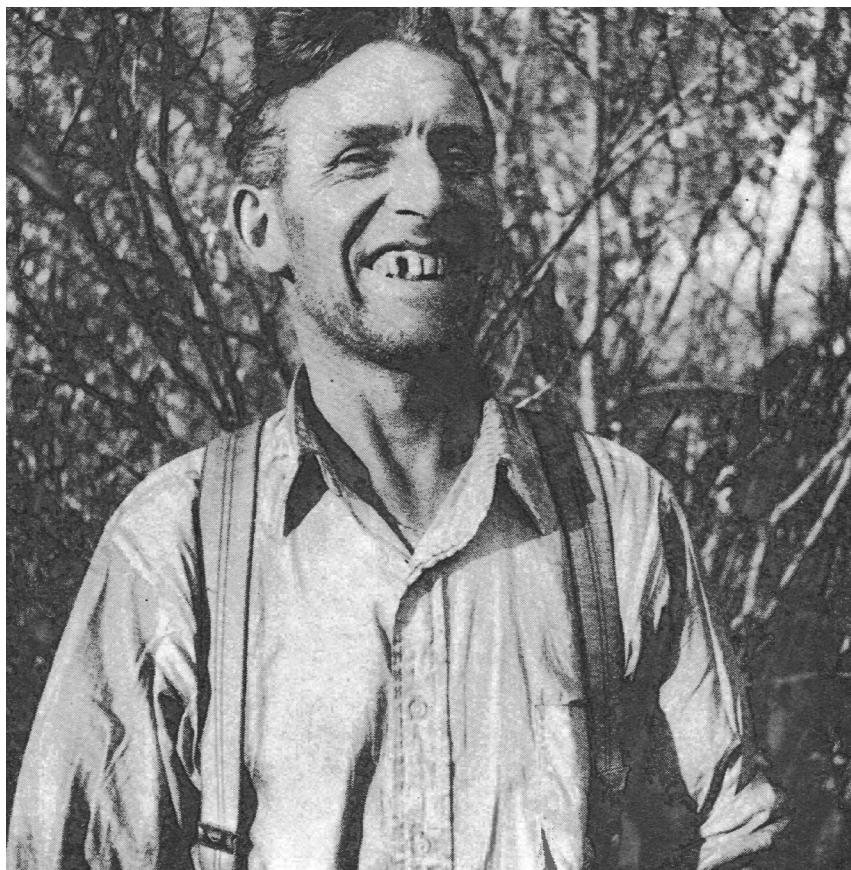
*Curly Cochrane, unser alter Trapper und Goldsucher,
der Outfitter der Expedition*



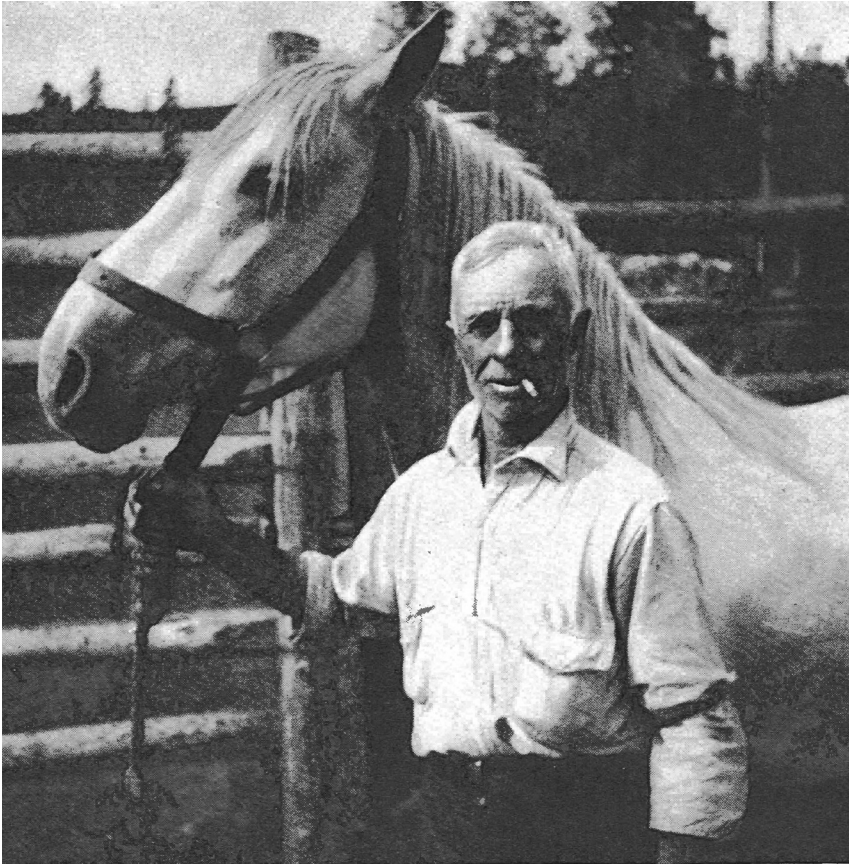
Tod Morton, der zweite Jagdführer



Clyde, der deutschstämmige Pferdebursche



Jim Rose, unser Koch



Der alte Jimmy bleibt auf der Ranch zurück